

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badischer Beobachter. 1863-1935 1909**

146 (2.7.1909) 2. Blatt



# Badischer Beobachter.

## Hauptorgan der badischen Zentrumspartei.

<p>Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2,70. In der Geschäftsstelle oder den Ablagen abgebott, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgebott 80 Pfg., durch den Briefträger ins Haus gebracht, 87 Pfg. vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.</p>	<p><b>Beilagen:</b> Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „Stern und Blumen“. Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „Blätter für den Familienkreis“.</p>	<p>Anzeigen: Die sechspaltige Beilage oder deren Raum 25 Pfg., Kleinanzeigen 60 Pfg., Kolonienanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechende Rabatte. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittlungsstellen an. Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.</p>
<p>Notationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.</p>	<p>Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Feuilleton: J. Theodor Weber; für Ausland, Nachrichten dienst und den allgemeinen Teil: Franz Wabst; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; sämtliche in Karlsruhe.</p>	<p>Verantwortlich: Für Anzeigen und Kleinanzeigen: Hermann Wabstler in Karlsruhe.</p>

### \* Christliche — nicht sozialdemokratische Moral!

Das immer schwellende Schimpfblatt „Volksfreund“ weiß auf unsere völlig wahrheitsgemäße, den Tatsachen entsprechende Darlegung über das Buch des hochwürdigen Genossen Gortler nichts zu tun als zu schimpfen und uns zu verleumden. Wir sind das gewohnt und machen uns nicht viel daraus, wenn es auch keineswegs angenehm ist, sich von einem Blatt im Stot herumziehen zu lassen. Aber der „Volksfreund“ möchte sich ein für alle Male den Gedanken aus dem Kopf schlagen, daß wir uns durch seine Schimpferei und das förmliche Wutgeschrei, das er jedesmal aufschlägt, je dazu zwingen lassen, das verrottete immorale System, das mit der Sozialdemokratie seinen Eingang in unserm Volk hält, umgehören zu lassen. Die Sozialdemokratie ist ein Feind ebenso der Religion, wie jeder wahren Sittlichkeit; sie würde unser Volksleben, wenn sie herrschend würde, verrohen und das Volk aller edleren Empfindungen unfähig machen und dem nachsteigenden Egoismus ausliefern. Das aus den Taten und den Schriften der Sozialdemokratie zu beweisen, werden wir stets als eine unserer Aufgaben ansehen und uns durch nichts davon abhalten lassen, sie zu erfüllen.

Was hat denn der „Volksfreund“ auf unsere ruhig sachlichen Darlegungen über das Buch Gortlers zu sagen? Zunächst wirft er uns eine ganze Flut von Schmähsachen und Schimpfworten entgegen. Er nennt den „Beobachter“ „schandlicher Pharisäer“, spricht von „beuschlerischen, verlogenen Schlussfolgerungen“, „abgrundtiefen Böswilligkeit und Heuchelei“, „biederer Federhebel“, „schmutzigem Verleumdergewerbe“, „erbärmlichen Treiben“, „abgrundtiefer Verlogenheit gefälliger Gegner“, „ordnbarer Kampfesweise der Zentrumspreffe“, „Herförmliche Schwindelpolitik“, „ordinarstem Parteininteresse“, „verlumpter Kampfesweise“ und der „Volksfreund“ schließt mit dem bei ihm beliebtesten Satz: „Sie lägen wie die Teufel und schwindeln uns prinzipiell.“ Das ist ein ganz gewöhnliches Schimpfwort, das jeden denkenden Menschen nur amüßigen, aber nicht übergehenden kann. Und mit all dem täuscht er auch seinen denkenden Lesenden darüber hinweg, daß der Genosse Gortler tatsächlich Lüge, Diebstahl und Mord unter Umständen für erlaubt erklärt, nämlich dann, wenn damit der Arbeiterklasse genügt wird. Man muß sich geradezu wundern, daß der „Volksfreund“ es wagt, uns auch nur mit einem Wort der Unmoralität zu zeihen. Das ist ihm nur dadurch möglich, daß er selbst nach Gortlers und Kautskys Grundrissen handelt und dadurch praktisch den Beweis führt, daß diese Grundriss bei der Sozialdemokratie nicht nur in den Büchern stehen, sondern auch praktiziert werden.

Daß Gortler und die Sozialdemokratie nicht auch sittliche Grundriss anerkennen, wie Wahrsamkeit, Treue, Nächstenliebe u. c., haben wir nirgends behauptet. Aber im Gegenteil zur christlichen Sittlichkeit anerkennt die Sozialdemokratie diese Grund-

risse bloß, solange sie einen Vorteil davon hat. Gortler sagt in seinem Buch S. 92 ausdrücklich: „Wir erkennen aus der Geschichte, daß, wenn dadurch der eigenen Klasse oder dem eigenen Volk geholfen wurde, die haben Gebote der Moral gegenüber dem Feind nicht gelten, und wir gehen zum Voraus, daß auch wir nicht aufstehend, nicht solidarisch, nicht treu und nicht ethisch gegenüber der feindlichen Klasse sein werden, wenn das wirkliche Gut unserer Klasse uns das vorgeschreibt.“

In einer Anmerkung dazu heißt es: „An ihre Gegner folgen hieraus mitunter, daß wir den Kapitalisten gegenüber immer alles für erlaubt erachten. Das ist falsch. Wie wir oben sagten, nur dann, wenn das wirkliche Gut unserer Klasse dadurch gefördert wird. Betrug, Lüge, Verführung von Mädchen und Eigentum, Gewalt sind oft schädlich für unsere Klasse. Die Anwendung dieser Mittel hängt dann gerade im Gegensatz zu der Moral, die uns gebietet, im Interesse unserer Klasse zu handeln.“

Wir haben in diesem Zitat geipert gedruckt, was auch im Original geipert ist. Was hier steht, sagt ganz klar: unsere Feinde, den Kapitalisten, gegenüber ist alles erlaubt — aber nicht immer! Betrug, Lüge, Verführung von Mädchen und Eigentum kann uns oft recht schädlich sein, und ist dann zu unterlassen, aber wenn es uns wirklich nützt, ist, dann ist es erlaubt! Das ist ganz glatt die Profamierung des Satzes: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Jetzt weiß man also, wer den Satz mit allen seinen Konsequenzen vertritt.

Wir fragen, wo kommt die Welt hin mit diesen Grundrissen des strengen Klassenegoismus? Zu einem hat Gortler recht. Vielfach ist nach diesen Grundrissen auch bisher schon verfahren worden von Nicht-Sozialdemokraten. Dies konnte aber nur geschehen, wenn im tiefsten Grunde das christliche Moralgebot. Und wenn es das Christentum mit seinem absoluten Verbot der Lüge, der Gewalttat, des Betrugs, des Diebstahls u. c. bis auf den heutigen Tag nicht dahin gebracht hat, daß Lüge, Betrug u. c. ganz aufgehoben, wie wird es dann werden, wenn einmal die sozialdemokratische Moral allgemein geltend wird, die sozialdemokratische Moral, welche sagt, daß alle diese an sich schon schlechten Dinge dann erlaubt sind, ja sogar Tugenden werden, wenn sie zum Heil der Arbeiterklasse ge- schehen? Dann kommt das moralische Chaos über die Welt und die Menschen werden zu Tieren ohne Schwänze, ohne Hörner, ohne Reißzähne, aber mit demselben tierischen Egoismus, wie er nur bei Schwinen, Affen, Ochsen u. c. zu finden ist, nur noch schlimmer, denn dann wird allgemein wahr, was Goethe im Faust sagt, daß der Mensch seinen Verstand allein verliert, „um tierischer als jedes Tier zu sein“.

Aber auch jetzt schon: wie müssen solche Grundriss auf jene wirken, für die die Verleumdung? Der Genosse, dem diese Moral in Fleisch und Blut übergegangen ist, der wird nicht genau unterscheiden zwischen dem, was seiner Klasse, und dem, was nur ihm selbst schadet oder nützt; sondern er wird einfach nach diesen Grundrissen ohne weiteres handeln, wenn er glaubt, selbst einen Nutzen davon zu haben. Und dann noch eins! Was für eine fürchterliche Waffe gibt die Sozialdemokratie der gegenwärtigen herrschenden Klasse in die Hand mit dieser Moral!

Wenn diese herrschende Klasse nun diese Moralgrundriss anwendet? Wenn sie der Arbeiterklasse gegenüber zu Betrug, Lüge, Gewalt, unge- rechter Unterdrückung greift? Wenn sie hoch- lodend auf die Not der unteren Klassen herab- sieht? Wenn sie beim Streik einfach den Her- standpunkt betont? Hat die Sozialdemokratie dann ein Recht, sich zu belagern, da sie selbst diese Grund- risse verkündet und als recht und einwandfrei anerkennt? Sie hat dieses Recht nicht. Ein solches Recht haben nur die gläubigen Christen, die wir die Grundriss der Gerechtigkeit und Wahrsamkeit und Ehrlichkeit als unerwiderliche und abso- lut geltende Grundriss der Gesellschaft ansehen. Hier zeigt sich, wie die Sozialdemokratie auf Grundriss aufgebaut ist, die im Flugland der Zeit verwehen, während die christlichen Grundriss fester sind als die Berge unserer Erde.

Wir können also von dem, was wir schreiben, nicht ein Wort wegnehmen. Wir müssen Punkt für Punkt bei dem bleiben, was wir gesagt haben. Gätten wir anders geschrieben, dann hätten wir gelogen. Dann wäre auch der „Volksfreund“ mit uns zu- frieden gewesen. Aber je eine Zufriedenheit zu er- werben, war nie unser Ehrgeiz und darf es nie sein.

### Deutscher Reichstag.

272. Sitzung.  
Hd. Berlin, 1. Juli 1909.  
Beginn der Sitzung: 1 Uhr.

An Wunderratsitzung: von Rheinbaben und Endow. Auf der Tagesordnung steht die 3. Lesung des Brauereier- Entwurfs. Die Kommission hat den in der Vorlage zur Verhandlung gestellten Staffellarif in der Fassung der Vorlage angenommen.

Abg. Behner (Zentr.): Meine Freunde und die Mehrheit der Kommission waren der Meinung, daß das Bier sehr wohl die Wechsellagen von 100 Millionen tragen kann. Bayerische Mitglieder meiner Partei meinen dagegen, daß man den Satz der Wechsellage auf vier sehr gut auf 80 Millionen herabschaffen könnte. Verschiedene Anträge würden noch von meiner Partei zum § 6 des Ge- setzes eingebracht werden. Medner erörtert sodann noch einige andere Änderungsanträge, auf die sich das Zen- trum geeinigt habe.

Abg. Weber (natl.) führt aus: Die Biersteuer soll eine Verbrauchssteuer sein, keine Gewerbesteuer. Dann sei aber unbedingt erforderlich, daß die Steuer abgewälzt werden könne auf die Konsumenten und dazu bedürfe es wieder einer geeigneten Staffellage der Steuerhöhe je nach dem Umsatz des Braubetriebes. So wie der Staffellarif jetzt vorgeschlagen werde, müße er nach An- sicht der Nationalliberalen die Gefahr einer Konzentration des Brauereiwesens noch verstärken, wiederum zum Schaden der mittleren und kleinen Betriebe. Seine Freunde würden daher eine anderweitige Staffellage vorschlagen. (Der betreffende Antrag gelangt insofern zur Verteilung.) Besonders seien es die mittleren Brauereien, die eines Schutzes bedürften. Die Nationalliberalen glauben mit ihrem Vorschlag dem ganzen Brauereiwesen zu dienen. Medner wendet sich dann noch gegen einige der Zentrums- anträge und erklärt zum Schluß: Namens meiner Freunde muß ich mich wiederholen, daß wir selbst, wenn unsere Anträge angenommen werden, trotzdem schließlich die Brauereier-Vorlage ablehnen werden, denn nach- dem die Erbschaftsteuer gefallen ist, können wir auch den neuen indirekten Steuern nicht zustimmen. Wir können

das nicht eher, bis nicht eine wirkliche Besitzsteuer ge- schaffen ist.

Abg. Lehner (Zentr.) tritt dann nochmals beson- ders für seinen von ihm gestellten Antrag ein, die unter gewissen Voraussetzungen für die größten oberbayerischen Brauereien (bis 250 Doppelzentner) vorgesehene Steuer- freiheit für Jüder auf alle oberbayerischen Brauereien auszubehnen, ebenso für einen Antrag, der die bereits am 1. Oktober 1908 vorhanden gewesen Brauereien mit einer bisherigen Durchschnittsverarbeitung von nicht mehr als 150 Doppelzentner Brauereier die Steuer pro Doppel- zentner nur auf 12 Mk. statt 8 Mk. zu ermäßigen.

Abg. Fischer (Zentr.) führt aus: Wenn der Abg. Weber erklärt, er und seine Freunde lehnten doch selbst alles ab, wenn jetzt auch seine Anträge angenommen wür- den, so verlieren seine Anträge jeden Wert. Weiter be- fürwortet Medner einen namentlich von bayerischen Mit- gliedern seiner Partei unterzeichneten Antrag, der eine Staffellage der Steuer von 10 bis 20 Mk. statt 14 bis 20 Mk. pro Doppelzentner Brauereier vorschlägt. Die Be- messung der Steuer für die ersten 250 Doppelzentner auf nur 10 Mk. statt 14 Mk. sei im Interesse der kleinen Brauereien unumgänglich.

Abg. Camp (Soz.) hält eine vermehrte Fürsorge für die kleinen Brauereien ebenfalls für notwendig. We- dauern müße er, daß man dem Gedanken der Moutingen- tierung nicht näher getreten sei.

Reichsfinanzsekretär Schönow akzeptiert einen Behner- schen Antrag zu den Bestimmungen des § 5 über die Festsetzung des für die Höhe der Steuer maßgebenden Gesamtgewinns, bittet aber, an dem Staffellarif der Vorlage festzuhalten. Der Antrag Bisher würde den Er- trag der Steuer um mindestens 10 Millionen kürzen.

Abg. Juchacz (Soz.) erklärt, seine Freunde würden für den Antrag Bisher stimmen. Medner übt weiter Kritik an der Steuerentwurf. Diese Brauereiererhöhung würden die Brauereien gegenwärtigen auf die Gast- wirtse abwälzen.

Vizepräsident Baasche: In einer Erklärung außer- halb der Tagesordnung hat das Wort der Staatssekretär des Reichsamt des Innern.

Staatssekretär von Bethmann-Hollweg: In Presse-Berichtungen ist dieser Tage behauptet worden, daß Sachverständigen und persönliche Differenzen zwischen dem Bundesrat und seinen Mitgliedern und dem Reichs- tangler beständen. Ich habe im Namen des Herrn Reichs- tanglers (Abg. Singer) zu erklären, daß der Bundesrat, der mich in seiner soeben abgehaltenen Sitzung ausdrücklich ermächtigt hat und ausdrücklich erachtet hat, diese Behauptung als jeder Grundriss entbehrend zurückzuweisen. Der Bundesrat ist mit der Haltung und dem Vorgehen des Herrn Reichs- tanglers in der Finanzreform durchaus einverstanden. Er ist dem Reichstangler dankbar, daß er Gortler und Reich einen Dienst erwiesen hat, so lange im Sinne zu bleiben, bis die Finanzreform in annehmbarer Gestalt erledigt sei. (Beifall rechts und Gelächter bei den So- zialdemokraten.)

Bayerischer Bevollmächtigter Graf Verchenfeldt: Nach dem, was der Stellvertreter des Herrn Reichstang- lers soeben erklärt hat, möchte auch ich noch ganz beson- ders die Behauptung einer angeblichen Vertimmung zwi- schen Mitgliedern des Bundesrates und dem Herrn Reichstangler in das Gebiet der Fabel verweisen. (Bei- fall.) Ich kann es nach meiner vollen Überzeugung aus- sprechen, daß der Herr Reichstangler, der seit 12 Jahren dem Bundesrat angehört, zu allen Mitgliedern des Bun- desrates die besten vertrauensvollsten Beziehungen unter- halten hat. Insbesondere beweise ich auch die nun zum zweiten Male auftauchende Legende von einer persönlichen Vertimmung zwischen mir und dem Reichstangler auf das entschiedene zurück. (Beifall.)

Abg. Singer (Soz.) spricht seine Absicht aus, zu be-

### Die Freundinnen.

Originalroman von Rene von Hellmuth.  
Karlstadt 1909.

41) Da Sylvia alle Augenblicke in das Nebenzimmer zu dem Vater gerufen wurde und es deshalb nicht wagte, fortzugehen, bot Leon, der sich bis dahin schweigend verhalten hatte: „Gestatten Sie, Fräu- lein, daß ich mich Ihnen anschließe?“

Einen Augenblick schien Maja zu schwanken, zu überlegen.

Doch dann nickte sie: „Wenn Sie wollen?“

So schritt sie, das Kind an der Hand führend, den verschneiten Weg entlang. Sie plauderte unaufhör- lich mit der Kleinen, weil sie fühlte, daß die Blide ihres Begleiters unausgesetzt an ihr hing. Sie bereute jetzt, mit Leon gegangen zu sein. Als sie bei dem Häuschen ankamen, das still inmitten der schneebedeckten Tannen lag, hörten sie schon von wei- tem lautes Lachen und Plaudern. Der alte Fritz, Majas steter Begleiter, stand bei Kathrine unter der Haustüre und ergabte seiner aufmerksamsten Zu- hörerin allerlei Wisse aus den „fliegenden Blättern“, die er daheim gelesen hatte. Er gab sie aber jetzt für ein Produkt seines Geistes aus.

Majas Blick flog rasch und prüfend über die Fenster hin. Ihr war, als hätten sie hinter einem der Vorhänge ein Paar dunkle Augen angestarrt.

„Schauen Sie das Kind nicht wieder allein ins Dorf“, fuhr Maja die Haushälterin an, „dazu ist Lilly noch zu klein.“

Aber ich bitte, gnädiges Fräulein“, verteidigte sich diese, „daran ist der gnädige Herr schuld. Er ver- sprach der Kleinen zuerst, mitgeben zu wollen und dann entschloß er sich doch wieder anders. Lilly aber war nicht mehr zu halten. Sie wollte absolut zu

ihnen. Und da schob sie der gnädige Herr zur Tür hinaus, weil er sehr ungeduldig wurde.“

Maja schweig und Lilly bestellte: „Komm doch mit herein, liebe Tante.“

Sie versuchte, die junge Dame mit sich ins Haus zu ziehen, doch diese wehrte sich heftig: „Nein — Lilly, ich kann nicht!“

Die Sache hätte vielleicht noch länger gedauert, wäre nicht plötzlich Herr v. Brandt unter der Türe erschienen. Er sah so finstern aus, zwischen seinen Augenbrauen lag eine tiefe Falte, in den dunklen Augen glühte es beinahe unheimlich.

„Laß das, Lilly“, fuhr er das Kind harisch an, „Du siehst doch, Fräulein Maja hat etwas anderes zu tun, als Dir einfüßigen Ding Gesellschaft zu leisten. Verzeihen Sie“, wandte er sich in halb spöttischem Tone an das junge Mädchen, „aber die Kleine versteht das noch nicht, daß Sie anderweitig in Anspruch genommen sind.“

Maja lächelte ironisch.

„Wie sollte sie auch.“

Dann sich lebenswürdig an Leon wendend, fuhr sie abscheidend weiter fort: „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir noch ein Stückchen in den Wald hin- aus.“

Leon wurde rot vor Freude.

„Gewiß, wenn Sie es wünschen, — ich bin gern bereit dazu.“

Kathrine und Fritz schauten den beiden nach.

„Wird das ein Brautpaar geben?“, fragte die Erhiere neugierig.

Fritz zuckte die Achseln.

„Nein, — man kann nicht wissen! Unser Fräu- lein kann sich einen Mann wählen, wie es ihr beliebt. Geld ist ja genug da.“

„Albernses Geschwäg“, brummte Herr von Brandt

ärgerlich. Dann ging er ins Zimmer zurück, holte Hut und Ueberrock und verließ das Haus.

Rangian wanderte Maja mit ihrem Begleiter den einsamen Waldweg dahin. Ihr feines Ohr vernahm bald hinter sich ein leises Geräusch. Sie wußte, ohne sich umzusehen, daß ihnen jemand aus der Ferne folgte und eine Ahnung sagte ihr, wer der Nach- kommende war. Leon war zu erregt, um etwas zu bemerken. Die junge Dame an seiner Seite zeigte sich heute so lebhaft und lebenswürdig, daß er die kühnsten Zukunftspläne schmiedete. Maja lachte und plauderte immerfort. Sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen; der kleine Mund ging wie ein Mühlwerk.

„Sehen Sie dort das Eichhörnchen? Da, ja — jetzt ist es schon wieder fort. — Ach wie schön und still und friedlich ist es hier. Und der glühende Schnee, so weiß. Wahrhaftig, einen Roman könnte man hier dichten. Aber Romane werden so schlecht bezahlt. Und dann ein Weib, das dichtet! Wah — Weiberromane. Die sind zu süßlich, zu sentimental, die handeln immer vom Mondsein, von Liebe — und zuletzt kriegen sich die Liebenden immer. Das ist langweilig. Mühen sie sich denn immer kriegen? Im Leben ist es doch auch nicht so.“ Sie stampfte zornig mit dem Fuße auf.

„Wenn ich einen Roman schriebe — bei mir müß- ten die zwei, die sich lieben, auseinander — weit auseinander, — und zuletzt müßten sie sterben — sterben an gebrochenen Herzen! Das wäre doch mal was anderes!“

Maja mußte eine Sekunde Atem schöpfen. Das benützte ihr Begleiter zu der in leidenschaftlichem Tone gesprochenen Aeußerung: „Ich möchte lieber einen Roman erleben, anstatt dichten, — einen schönen, süßen Roman — o Maja —“

Er versuchte, den Arm um ihre Taille zu schlingen. Sie mochte so etwas vorausgehen haben, denn mit lautem Lachen schob sie eilig auf die andere Seite des Weges und begann von da aus wieder zu plau- dern und zu erzählen.

Leon war ganz entzückt. Er bemerkte es wohl, daß seine junge Begleiterin lebhaft erregt war, doch weit entfernt, den wahren Grund zu ahnen, glaubte er, daß ihre anheimelnd ausgelassene Lustigkeit nur ihm gelte und knüpfte daran die kühnsten Hoff- nungen.

Maja hatte ihren Begleiter, ohne daß er es merkte, auf dem kürzesten Wege wieder zu dem alten Herren- hause zurückgeführt. Er machte ein sehr enttäusches Gesicht, als er das grane, langgestreckte Gebäude plötzlich in unmittelbarer Nähe vor sich liegen sah. Als Maja wieder bei der Freundin eintrat, hatte diese Besuch bekommen und zwar einen ganz merkwürdigen.

„Baron von Albersdorf mit Frau und Tochter aus Berlin“, lautete die Vorstellung.

Der alte Herr war ein ehemaliger Jugendfreund und Kriegskamerad von Sylvias Vater. Sie hatten zusammen die schweren Jahre 1866 und 70 mitge- macht und in mancher Schlacht dem Tode ins Auge gesehnt. Sylvias Vater erzählte in früheren, glück- licheren Jahren oft und gerne von seinem Freunde und den Gefahren, denen sie mit einander ausge- setzt waren. Sie führten nach Beendigung des letz- ten Feldzugs noch längere Zeit eine lebhafte Korre- spondenz, aber nach und nach hörte diese auf. Nun hatten sie lange nichts von einander gehört. Und da tauchte nun plötzlich dieser Baron von Albers- dorf auf, den Sylvia aus den Erzählungen des Vaters wohl kannte. (Fortf. folgt.)



